

Was ich bin, muss als das begriffen werden, was ich geworden bin (Taylor 1996, S. 95).

Ausgehend von diesem Zitat von Charles Taylor in seinem Buch „Quellen des Selbst“ (1996), ist es verständlich, dass die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern mit der Evolution, in den letzten 3000 Jahren mit der Sozialisation und nicht zuletzt mit der Entwicklung der Zivilisation zusammenhängt. Die Menschen leben nicht ausschließlich im hier und jetzt; das was sie sind ist ein Ergebnis der Entwicklung über Jahrtausende. Auch wenn heute die Lebensgestaltung bereits ab der Geburt oder auch im Erwachsenenalter viele Freiheiten zu haben scheint, ist dieser Freiraum nur aufgrund der vorausgegangenen Entwicklung möglich. Noch immer bestimmt der Ort, in den man hineingeboren wird, große wenn nicht gar die größten Anteile der Chancen, die man im Verlauf des Lebens wahrnehmen kann. So sind bei einem Kind, welches beispielsweise in einem indigenen Volk in Afrika geboren wird und keine Höflichkeiten zum Erwerb einer Schulbildung hat, die Chancen das Leben vielfältig zu gestalten, geringer, die Optionen also kleiner, als bei einem beispielsweise in Mitteleuropa geborenen Kind.

Dank der Sozialisierung und Zivilisierung ist es aber für alle in einem viel größeren Maße möglich, sich aus den gegebenen Umständen weiterzuentwickeln oder auch sich davon wegzuentwickeln, als zu früheren Zeiten. Trotzdem hängt die Entwicklung der Einzelnen im Besonderen vom sozialen Umfeld und dem jeweiligen Engagement in den entsprechenden uns interessierenden Belangen ab was zum großen Teil unsere weitere Entwicklung bestimmt. Chancen und Optionen werden jedoch auch vom Geschlecht bestimmt. Die Ursachen hierfür sind nicht nur biologischer Natur, sondern ebenso Spiegel des Verlaufes der Geschichte, der Politik und der gesellschaftlichen Entwicklungen der jeweiligen Gesellschaft. So gehören zu den Geschlechtszugehörigkeiten auch entsprechende Denk- und Handlungsmöglichkeiten. Diese wurden über die Jahrtausende in vielen Bereichen männlich und in anderen Bereichen weiblich bestimmt.

Politik und Philosophie gehören sowohl in der griechischen als auch in der römischen Geschichte zur Sphäre des männlichen Denkens und Handelns. Gleichwohl setzen sie sich

mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit mit Fragen, Sachverhalten und Verkettungen auseinander, die Männer und Frauen zugleich betreffen. Zwar haben die Klassiker der politischen Philosophie die Zweigeschlechtlichkeit der Menschheit erwähnt und bis zum Beginn der Moderne meist sogar offen thematisiert, aber es wurden meist Gründe gesucht, warum die untergeordnete Stellung der Frau in der Gesellschaft entweder naturgegeben oder für das Zusammenleben notwendig ist. Der Gedanke der Gerechtigkeit, welcher mit Fairness oder moralischer Angemessenheit zusammenhängt, gab es damals noch nicht. Noch weniger gab es Überlegungen zu Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern. Allerdings zeigen Schlüsseltexte von Homer, Hesiod und Aischylos deren Vorstellungen von Gerechtigkeit. Gerechtigkeit als zentraler Wert der Sozialmoral setzt sich jedoch erst nach und nach durch (Höffe 2001, S. 18). Zu den in der Antike begründeten Ideen gehörte die Vorstellung der göttlichen und guten Ordnung der Natur und der natürlichen Bestimmung der Frau. Mit dieser Begründung wurde vielfach auf Erklärungen einfach verzichtet oder die „Ordnung der Natur“ wurde als gegebener Bestandteil der sozialen Ordnung hingenommen. Doch das philosophische Denken hat sich auch aufgrund der Suche nach Begründungen für die Funktionen und Verhältnisse zwischen den Geschlechtern an der Schaffung dieser Geschlechterordnung aktiv beteiligt.

Dieses Denken ist bis heute relevant, da dies die Philosophen dieser Zeit als Grundlage für neue Ideen für die aktuelle politische Theorie ausgewertet werden, so dass Theorien, die vor langer Zeit im Rahmen spezifischer Bedingungen entstanden sind, übernommen werden und gegenwärtige theoretische Entwürfe prägen. Viele der Aussagen und Begründungen sind in das Selbstverständnis und in die Argumentationslinien des Faches integriert. So übernehmen viele Autoren bis heute die Vorstellungen dieser Denker und sogar ihre Begründungen oder die antiken Denker werden als Belege für zeitgenössische Theorien angeführt. Auch Rawls hat beispielsweise seine „Theorie der Gerechtigkeit“ explizit in die Tradition der klassischen Vertragstheoretiker gestellt (ders. 1975, S. 12).

In der Antike stellte man sich eine göttliche und somit gute Ordnung der Natur vor. Damit war die natürliche Bestimmung der Frau besiegt. Die Moderne überlegte sich das Konzept der politischen Ordnung nicht nach einem natürlichen Modell, sondern begründete die Herrschaft auf einem Vertrag zwischen Herrscher und Beherrschten. Damit erfuhr die Natur der Frau jedoch keine Modernisierung. Die Vorstellung von den getrennten Sphären in privat und öffentlich zieht sich durch den überwiegenden Teil der Ideengeschichte. Auch in andersartigen Texten wurden oft binäre Konstruktionen für politische Entwürfe herangezogen. Dazu gehören neben privat und öffentlich auch rational und emotional, Staat und Gesellschaft oder eben auch Männer und Frauen. Letzteres wird bei vielen Binärkonstruktionen gestützt, so gilt z. B. die Natur als weiblich doch die Kultur hingegen als männlich, Gefühl als weiblich und Verstand als männlich oder öffentlicher Raum als männlich gegenüber dem privaten Raum als weiblich. So ist die Idee des freien und autonomen Subjekts des Politischen ideengeschichtlich angelegt, ebenso wie die Ausblendung des Reproduktionsbereiches (Schwangerschaft, Kinderpflege und -erziehung, etc.), obwohl doch gerade dies die Voraussetzung für eine Autonomie des Subjekts ist, weil gerade der Reproduktionsbereich eine Grundlage für die weitere Entwicklung des Menschen legt.

Wie haben die klassischen Autoren die ungleiche Position der Frauen begründet? Welche Punkte wurden von der Wissenschaft größtenteils aufgenommen? Der große Teil der Autoren der Politischen Philosophie scheinen das Thema der geschlechtsungleichen Politik- und Staatskonzeptionen der Theoretiker einfach auszusparen. Sind zentrale Kategorien unseres politischen Denkens von der Realität der geschlechtlichen Ordnung besetzt? Stützt sich das politische Denken in (zu) hohem Maße auf das klassische Denken, obwohl dies der konkreten sozialen Ordnung der heutigen westlichen demokratischen Gesellschaften widerspricht? Geht ein rückwärtsgewandter Blick an den Erfordernissen unserer Zeit vorbei? Worin liegt die aktuelle Bedeutung dieser Revisionen aus Frauenperspektive?

Durch solche Analysen soll das zur zweiten Natur gewonnene Selbstverständnis in Frage gestellt werden, um so zu einer neuen Konzeption der Gerechtigkeit zu gelangen, die auch die Geschlechtergerechtigkeit mit einbezieht. Das herkömmliche Verständnis ist von der traditionellen Geschlechterordnung geprägt. Da es nicht oder kaum hinterfragt wird, wird dies weiterhin gestützt. Diese Analyse soll zeigen, warum dies nicht nur für Aspekte der Frauenpolitik, sondern gleichsam für die Politische Wissenschaft und in einem weiteren Schritt für die Politik von Bedeutung ist.

Zunächst ist jedoch fraglich woher das Selbstverständnis kommt, aus welchem heraus der Zutritt zur Politik teilweise bis heute geschlechtlich begrenzt wird. Dies ist schwierig zu begründen, da es wenig konkrete Geschichtsschreibung gibt, die die Herkunft der Verknüpfung von Politik und Geschlecht empirisch belegt. Hier werden jedoch in den folgenden Untersuchungen diejenigen Teile von Schriften bekannter einschlägiger Autoren gezeigt, die eben dies belegen können. Ziel ist, vor allem in Kap. 1, die Kenntnisse über die Entwicklung der Rolle der Frau in Gesellschaft, Politik und Philosophie als Gesamtüberblick zu umreißen, um damit ihre heutige Rolle in der Gesellschaft besser verstehen und daraus Rückschlüsse ziehen zu können.

---

## 2.1 Ungleichheit in den antiken Gerechtigkeitsvorstellungen

Gerechtigkeitsvorstellungen können erst ab dem Zeitpunkt untersucht werden, ab dem diese niedergeschrieben worden sind. In Ansätzen können Vorstellungen von Gerechtigkeit auch mit beispielsweise Aufzeichnungen anwänden analysiert werden. Nun gab es zwar einige antike Geschichtsschreiber und es sind auch Informationen bildlicher und teilweise schriftlicher Art über die politischen Systeme bis ungefähr 1000 v. Chr. überliefert, doch diese werden hier nur am Rande angesprochen, da sie das Ergebnis der Untersuchung nur unwesentlich beeinflussen würden. Der Grund für das Nichtbeachten ist, dass in keiner dieser alten Überlieferungen eine Gerechtigkeitsvorstellung explizit dargestellt wird, außerdem wird die Rolle der Frauen selten beschrieben noch weniger gar darüber berichtet.

Innerhalb der antiken Überlieferungen werden jedoch in dieser Schrift einige Informationen von den Ägyptern, Sumerern oder Akkadern in die Überlegungen mit einbezogen, denn sie zeigen im Unterschied zu anderen Schriften einige wenige Zusammenhänge über

die Rolle der Frau in der entsprechenden Zeit und damit der jeweiligen Gerechtigkeitsvorstellungen hinsichtlich des Geschlechts.

### 2.1.1 Ägypter, Sumerer und Akkader

Insgesamt wurden von den Ägyptern, Sumerern und Akkadern nur wenige und wage Erforschungen der Familienstrukturen der Frühzeit gefunden. Demnach nahm die Frau bei den Ägyptern, den Sumerern und den Akkaden im Vergleich zu der Stellung der Römerinnen und Griechinnen eine privilegierte Stellung ein. Diese Völker lebten im dritten Jahrtausend (v. Chr.); in und nach dieser Zeit wurde die Götterwelt in Genealogien und Familien organisiert und somit wurde das Fundament für die Rolle der Frau gelegt, die trotz vieler Entwicklungen teilweise bis heute Gültigkeit hat. So zeigt beispielsweise Herodot bei den Ausführungen in den Historien über Reisen in Kleinasien und Ägypten, dass Frauen in Ägypten eine nahezu gleichgestellte Rolle haben (ders. 1958, S. 87 ff., auch 132).<sup>1</sup> Im Modell der altakkadischen oder der neusumerischen Familie kann ebenfalls nicht nachgewiesen werden, dass diese Gesellschaft patriarchal war. Man kann jedoch belegen, dass es eine Herrscherlegitimation über die weibliche Linie bis hin zu bedeutenden und einflussreichen Stellungen von Frauen in Wirtschaft und Kultur gab.

Auch im Rechtsleben spielten viele Frauen im Verhältnis zu Männern eine annähernd gleichberechtigte Rolle. Einflussreiche oder vermögende Familien besaßen oft weibliche und männliche Sklaven und Sklavinnen [...]. (Selz 2005, S. 111–112)

Was die Liebe anbelangt, so sieht man an Skulpturen und Liedern, dass die Frau höchstwahrscheinlich eine hoch geachtete und sogar gleichgestellte Rolle eingenommen hat (ders. S. 112).<sup>2</sup> Hochzeiten fanden aus Liebe statt und nicht wie in vielen anderen Zeiten aus ökonomischer beziehungsweise politischer Abwägung. Allerdings schloss der zukünftige Ehemann den Ehevertrag mit dem Brautvater und die Frau brachte eine Mitgift mit in die Ehe. Bachofen zufolge beginnt die Herrschaft des Weibes bei den Ägyptern jedoch in ihrer vorab getroffenen eigenen Wahl des Ehemannes. „Die Frau wirbt, nicht der Mann“ (ders. 1975, S. 233). Ein erzwungener Eheverbund ist unvorstellbar. Was die Mitgift anbelangt, so sammeln die Frauen sich diese selbst zusammen (Bachofen 1975, S. 233–235). Trotz dieser Selbstständigkeit war die Kinderzahl für die Frauen von großer Bedeutung. Je mehr Kinder eine Frau hatte, desto höher war ihr Ansehen in der Gesellschaft. Frauen stand darüber hinaus das Recht auf Scheidung zu. Die Frauen konnten auch Besitz haben, sie durften handeln und erben. Historiker vermuten, dass die Frauen in Babylon fast die Gleichberechtigung errungen hatten. Rechtlich scheinen Frauen den gleichen Status wie der Mann gehabt zu haben. Sie waren z. B. als eigenständige Persönlichkeiten nicht nur berechtigt ihr eigenes Geld zu verdienen, sondern auch erbberechtigt (Bachofen 1975,

<sup>1</sup> In Kleinasien war dies nicht der Fall. Dort genossen die Männer eine um so höher Stellung je mehr Frauen und Kinder sie hatten (unter anderem Herodot 1958, S. 75).

<sup>2</sup> Siehe das Foto der Skulptur bei Selz 2005, S. 112. Auf S. 113/114 findet sich ein Lied zur Liebe.

S. 234 ff.). In der Praxis findet man Frauen jedoch nur selten in der Verwaltung oder in hohen Machtpositionen. Herodot bemerkte auf seinen Reisen, dass die Ägypterinnen jedoch nicht nur das Haus hüteten. Sie übten einen Beruf aus, verfügten über ihr Vermögen und waren auch als Kauffrauen tätig. Der Mann dominierte nicht in der Ehe, wie es in Griechenland der Fall war. Das Zusammenleben von Mann und Frau war überwiegend partnerschaftlich (ders. 1958, 2. Teil). Dies blieb auch so für fast 3000 Jahre. Selz ist der Meinung, dass die spätere unzweifelhafte Dominanz des Mannes im politischen Raum danach mit der zunehmenden Bedeutung der Kriegs- und Arbeitsmilizen verbunden ist. dürfte (ders. 2005, S. 112). Allerdings hängt dies auch mit einer Vielzahl von komplexen gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen.

Nach dieser Zeit begann sich eine soziale Ordnung zu entwickeln, wobei in den griechischen Stadtstaaten, der *Polis*, maßgebliche Strukturen gelegt wurden, die bis in die Moderne oder gar bis heute Gültigkeit haben. Zunächst gründete die *Polis* sich jedoch auf den Polytheismus und den späteren Übergang zum Monotheismus.

### 2.1.2 Polytheismus im griechischen Denken

Das Denken in unserer Gesellschaft wurde durch die griechische Geschichte und die griechischen Philosophen geprägt. Vor allem die Philosophen Platon und Aristoteles sind für die Entwicklung unseres Weltbildes bis heute von großer Bedeutung. Die Sichtweise der Welt und der Gesellschaft, wie sie Platon und Aristoteles betrachten, ist auf Deutungen der Spuren der mythischen Sinnfabulierung angewiesen. Diese spiegeln den Wandel des Denkens wider und werden auch heute für politikwissenschaftliche Untersuchungen herangezogen. Verantwortlich für diesen Wandel war unter anderem der Peloponnesische Krieg zwischen dem von Athen geführten Attischen Seebund und dem Peloponnesischen Bund unter seiner Führungsmacht Sparta. Dieser dauerte, unterbrochen von einigen Waffenstillständen, von 431 v. Chr. bis 404 v. Chr. und endete mit dem Sieg der Spartaner. Der Krieg zwischen Athen und Sparta riss die damalige Welt in zwei Hälften und brachte beiden Seiten die „[...] Zerrüttung aller Lebens- und Gesellschaftsformen und damit den endgültigen Untergang der alten, großen, klassischen Welt“ (Aristophanes 1964, S. 88). Dieser Wandel beschäftigte damals die Dichter dieser Zeit. Zwar gehören schon damals Mythen zu einem längst nicht mehr existierenden heroischen Zeitalter, doch zeigen sie die Struktur und die Werte der damaligen Zeit; so akzentuieren Mythen auch jene Erfahrungen und Probleme, wenn auch in idealisierter und übersteigerter Form, denen die meisten Frauen in der Antike im Laufe ihres Lebens begegnen mussten (Lefkowitz 1995, S. 36). Außerdem ist dieser methodischen Orientierung zufolge das bedeutendste Vermächtnis der Griechen nicht ihre Demokratie, sondern die Mythologie (dies., S. 9). Mythologie und Demokratie sind eng miteinander verwoben, da gerade in dieser Zeit die Menschen an ein Schicksal geglaubt haben, welches nicht von ihnen bestimmt werden konnte; gleichzeitig gab es bereits Anzeichen des Wandels. Durch gesellschaftliche Veränderungen begannen die Menschen ein Bewusstsein zu erlangen, nach dem sie fortan für das eigene Handeln

beziehungsweise somit längerfristig betrachtet für die Entwicklung der eigenen Gesellschaft verantwortlich waren. Auf diesen Wandel des Denkens hatten die Tragiker dieser Zeit einen großen Einfluss, denn sie zeigten die gesellschaftlichen Problematiken auf. Die Tragödien spiegelten die innere Zerrissenheit und die Zweifel der Menschen und suchten nach Möglichkeiten auf eine neue Art und Weise darüber nachzudenken. Die Tragödien waren so wirkungsvoll, dass sie sogar für die Entwicklung der Politik von großer Bedeutung waren. Frauen werden darin sehr einflussreich geschildert, doch meist geht es um Leistungen außergewöhnlicher weniger Frauen. Antike Frauen wirkten meist durch ihre Ehemänner, Väter oder Söhne. Frauen wurden „nur unter bestimmten, eng definierten Bedingungen politisch aktiv“ (Lefkowitz 1995, S. 97). In den Mythen werden die gewöhnlichen Verhaltensweisen klarer und einfacher dargestellt als in der Geschichtsschreibung. Durch letztere war die mythische Begrifflichkeit die einzige, in der die meisten Schriftsteller menschliche Erfahrung deuten konnten, nicht zuletzt deshalb, weil es für Frauen wenig Gelegenheit gab, als Individuen außerhalb des Familienzusammenhangs zu handeln (dies.).

So beschreibt einer der ersten griechischen Dichter Homer in „Odyssee“ erste Vorstellungen von Gerechtigkeit. Odyssee kommt nach 10jähriger Reise und Irrfahrt zurück und tötet 108 Personen, die seit Jahren sein Vermögen aufzehren. Er übt Privatjustiz und diese fällt unverhältnismäßig aus. Doch auf der Volksversammlung wird

weder an die Götter als Hüter der Gerechtigkeit appelliert, noch ist von einer Güterabwägung (Eigentum gegen Leben), einem entschuldbaren Affekt oder einem Notrecht die Rede. Stattdessen verlangt Zeus von den Bewohnern Ithakas, den Massenmord zu ‚vergessen‘ und Odysseus als König wieder [...] straflos anzuerkennen. (Höffe 2001, S. 18/19)

Der Dichter Hesiod begehrt gegen das homerische Adelsethos auf. Es ist anzunehmen, dass er dabei auf orientalische Weisheitslehren zurückgreift. Gerechtigkeit wird dabei als zentraler Wert der Sozialmoral betrachtet. Um dies zu erreichen, lässt er die Götter dafür sorgen, dass dem Ungerechten die angemessene Strafe zukommt. Außerdem gibt er dem Adel die Macht über die Gerechtigkeit zu richten (Hesiod 1968, Verse S. 214–218, 220 ff.).

Über zwei Jahrhunderte später hat Aischylos in „Orestie“ die Idee des Strafgerichts als grundlegender Gerechtigkeitsinstitution. Er zeigt welche Ausmaße das archaische Prinzip der Blutrache haben kann. Die Lösung ist die Gründung eines Strafgerichtshofes. Dieser sorgt für den inneren Frieden und lässt auch das Gemeinwesen wirtschaftlich und kulturell aufblühen. Außerdem entstand damit das bis heute wichtigste Prinzip strafprozessualer Gerechtigkeit: der Unschuldsvermutung beziehungsweise der ihr entsprechenden Beweislastregel „im Zweifel für den Angeklagten“. Aischylos beschreibt im dritten Teil von „Orestie“ den Stiftungsakt der Athene, die den Bürgern Athens die Satzung des Gerichtshofs und mit dieser Satzung Schutz und Heil der Stadt übergibt (Aischylos 1981, S. 121 ff.). Wie kam es jedoch dazu? In „Orestie“ handelt es sich um das Tantalidengeschlecht. Darauf lastet vom Urahn Tantalos her ein Fluch. Tantalos ist ein Sohn von Zeus. Er wollte das Wissen der Götter auf die Probe stellen und hatte ihnen seinen Sohn Pelops zum Mahl aufgetischt. Pelops wurde zwar von den Göttern gerettet, aber von da an wurde sein Geschlecht immer

wieder zu Gräueltaten getrieben. So tötet Pelops seinen Wohltäter. Später schlachten seine Söhne unwissentlich ihre eigenen Kinder. Der Enkel des Pelops und Urenkel des Tantalos mit Namen Agamemnon, der König von Mykene war, wollte die Gunst der Götter für den vaterländischen Krieg gegen Troja gewinnen. Dafür war er mit der Opferung seiner Tochter Iphigenie am Altar der Göttin Artemis einverstanden. Das war der Ausgangspunkt des Dramas (Aischylos 1981, S. 9 ff.).

Die Mutter von Iphigenie, Klytaimestra, war mit einer Macht ausgestattet, die der ihres Mannes gleichkommt (ders., S. 20–23, 32/33, 43–50). Sie ermordet aus Erbitterung ihren Mann Agamemnon nach seiner siegreichen Rückkehr aus Troja. Klytaimestra war im Volk sehr angesehen und stand auch bei diesem Mord auf der Seite von Klytaimestra, obwohl dieses den Sieg über Troja kaum glauben konnte. Klytaimestra wusste vom Opfer, welches für diesen Sieg zu erbringen war (Aischylos 1981, Teil I). Die Folge von dem Mord am Ehemann war, dass der jüngere Bruder von Iphigenie namens Orest aus Rache seine eigenen Mutter Klytaimestra ermordet.

Doch als Muttermörder wird er von den Erinnyen verfolgt und wird wahnsinnig. Der Erbfluch wird hier also zusätzlich als absolute Wahrheit dargestellt. Trotz alledem wird Orest straffrei gelassen. Ob Orest schuldig ist, da er den Mord am Vater mit der Tötung der Mutter rächt, lässt sich nicht eindeutig entscheiden. Doch nach dem älteren, matriarchalischen Gesetz darf es keinen Muttermord geben. Nach dem neueren Gesetz der Gleichheit erhält jedoch auch die Mutter für den Gattenmord eine hohe Strafe. Diese hat mangels öffentlicher Justiz Orest zu vollziehen. In dieser Situation der Uneindeutigkeit urteilen gleich viele Richter für wie gegen Orest. Da greift die Tochter des Gottesvater Zeus, also die Göttin Pallas Athene<sup>3</sup> ein und spricht sich in Übereinstimmung mit dem Grundsatz „im Zweifel für den Angeklagten“ zugunsten Orests aus. Apollon, ebenfalls Sohn des Zeus, entschuldigt den Muttermord von Orest, indem er die Ursprungsmacht faktischer Mutterschaft bezweifelt (Aischylos 1981, S. 152). Pallas Athene selbst, die als Kopfgeburt von Zeus, ihrem Vater, galt, tritt sozusagen als Beweis dieser Behauptung an (ders. S. 156). Als Frau verteidigt sie die Vaterschaft und leugnet die Mutterschaft.

[...] Er ist ein Mann – und ich... Ich bin das Kind des Vaters – Bin wie Zeus: Von keinem Mutterschoß geboren, Ehelos [...] Kann ich, die Göttin, Die kein Gott an Weisheit übertrifft, Den Tod der Frau nicht höher werten Als den Tod des Manns: *Er* ist das Haupt! Wenn eure Stimmen gleich sind, Richter, Dann wird *mein* Stein den Ausschlag geben [...] Und Orest ist frei! (Aischylos 1981, S. 156)

Athene erhielt diesen Status, weil es damals zwar Frauen gab, die im öffentlichen Leben aktiv beteiligt waren, diese aber meist beinahe „ungeschlechtlich“ waren. Hier hat Athene ihr Wesen selbst als männlich bezeichnet. Dies könnte als eine List von ihr betrachtet werden, um Versöhnung und Vernunft zu erreichen. Indem Athene sich selbst jedoch als mächtige Frau darstellt, die jedoch nur nach dem Willen ihres Vaters agiert und die Mutter

<sup>3</sup> Pallas Athene, auch Athene Parthenos. Parthénos kommt aus dem altgriechischen und bedeutet die „Jungfrau“. Athene gab sich jedoch selbst den Namen Pallas als Andenken an ihre Stiefschwester, die sie im kindlichen Wurfspiel unbeabsichtigt getötet hatte.



leugnet, spaltet dies das Frauenbild, obwohl sie selbst hinzufügt, dass „kein Gott [sie] an Weisheit übertrifft“ (ders.).

Das dadurch erreichte neue befreiende Recht geht jedoch so weit, dass auch die Erinnyen, Töchter der dunklen Vergangenheit, die das Verbrechen weitertreiben, der Gerechtigkeitsform weichen, nach der es eine Versöhnung durch Sühne geben kann.

Die Mythen kennen zwar keine Vergänglichkeit und damit auch keine Geschichte, doch mit diesem Schritt, nach dem Verbrechen wieder beglichen werden können, fügen sie sich in eine historische Ordnung. Nun tritt Veränderbarkeit an die Stelle der unerbittlichen Wirkung der Toten. „Die Göttin der griechischen Mythologie“ Pallas Athene formt daraus ein Gesetz der Vernunft, nach welchem Orest von seiner Untat befreit wird (Aischylos 1981, S. 156 ff.). Damit zeigt Aischylos die Veränderung der alten Gesetze zur neuen politischen Macht der Vernunft als neue Gerechtigkeit, die auch den Göttern nicht missfällt.

Im Kampf zwischen altem und neuem Recht wird für den Wechsel eine Versöhnung versucht und auch ermöglicht. Dieser politische Umschwung im fünften Jahrhundert (v. Chr.) hängt zwar mit der Entstehung einer demokratisch begründeten Gerechtigkeit zusammen, aber dies legte auch den Grundstein für die Ungleichstellung zwischen Mann und Frau. Von dieser Zeit an wurde über ein politisches Geschlecht nachgedacht.

Die Dramen der Geschlechter die in dieser Zeit geschrieben und aufgeführt wurden, sollen diese Entwicklung begründen. Damit wurde die Konkurrenz zwischen den Geschlechtern auf tragische Weise in einer Form dokumentiert, in der das männliche Geschlecht sich als Gewinner hervorhebt. Dies mündet im Abtritt des anderen Geschlechts von der politischen Bühne.

In Aischylos Orestie ist es Athene, die Göttin der Weisheit, die den Menschen den Weg der Versöhnung mit Orestes bahnt und ihn damit aus dem Teufelskreis der Blutrache herausholt. In diesem Zusammenhang werden die Erinnyen in Eumeniden verwandelt und in das politische System eingebunden. Die politische Vernunft hebt das Alte im Neuen auf. Damit triumphierte das männliche über dem weiblichen Geschlecht, weil sich dadurch die versöhnende politische Gerechtigkeit gegenüber der gnadenlosen mutterrechtlichen Logik als ein anhaltender Fortschritt erwies und außerdem wird die neue Macht mit Gründen erwirkt, welche das Verhältnis der Geschlechter verhandeln und zugunsten des einen entscheiden wird. Klytimestra hatte also eine so hohe Position, die der ihres Gatten gleichkam. So wurde sie beispielsweise „Königin“ genannt (Aischylos 1981, S. 14 ff.). Doch auch sie hatte in der Funktion ihres Gatten zu handeln. Dies spiegelt jedoch den Mythos des Matriarchates, wenn auch, wie bereits erwähnt, es viele Gesellschaften gab, die einer Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern nahe kamen.

Ansonsten können nur die Amazonen als einzige vollständige von Frauen beherrschte Gesellschaft nachgewiesen werden, die der Schweizer Jurist Johan Jacob Bachofen in der 1861 zum ersten mal veröffentlichten einflussreichen Abhandlung „Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur“ gefunden hatte. Er behauptet sogar, dass Frauen die ersten Herrscher antiker Gesellschaften gewesen seien. Dabei stützt er sich auf Belegstellen in antiken Quellen, die Amazonen und matrilineare Gesellschaften behandeln, in denen Familienzuordnung und



Eigentumsrechte der weiblichen Linie folgen. So spricht auch Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. von einer Amazonengesellschaft in Skythien oder den Sauromaten. Darin durfte eine Frau erst heiraten, wenn sie im Kampf einen Mann getötet hatte (Bachofen 1941, S. 116–117).<sup>4</sup> Allerdings können dafür keine historisch stichhaltigen Zeugnisse beigebracht werden (Lefkowitz 1995, S. 34).

Darüber hinaus geht Bachofen davon aus, dass Mythologie und Legende zumindest einen Kern an historischer Wahrheit enthielten (Bachofen 1941). Selbst wenn es den antiken Schriftstellern „nur“ darum ging, beständige Wesenszüge zu beschreiben und allgemeine Wahrheiten über menschliche Erfahrungen aufzustellen, so ist damit doch ein Kern an historischer Wahrheit enthalten (ders.).

So wiederholten die Mythen ständig, dass Frauen mit der Macht nichts anzufangen wussten (Lefkowitz 1995, S. 25). Dies zeigt immerhin, dass Frauen bereits eine andere Stellung hatten, denn sonst wären die Frauen nicht zu in diesem Maße zu einem wichtigen Thema in den Tragödien geworden.

Die Vernunft und die Gerechtigkeit wurden in der Antike dem Männlichen zugesprochen. Aus dem bisher dargestellten kann man folgern, dass es ein Konflikt zwischen den Geschlechtern gewesen ist, bei dem die Frauen letztendlich aufgeben mussten. Bachofen zufolge war es eine Verschwörung der Männer, deren Neid und Ignoranz an dem Machtverlust der Frauen Schuld gewesen sein könnte (ders. 1941). Damit die Frauen ihren rechtmäßigen Platz wieder erhalten können, müssten die Männer zuerst diese Verschwörung anerkennen (ders.).<sup>5</sup>

Diese Verschwörung wird auch in der Tragödie von Aischylos deutlich, denn Orestes wird nicht bestraft, obwohl das Volk beziehungsweise die Richter unschlüssig waren, indem Athene sich auf die Seite der Männer schlug und somit eine Mehrheit erreichte und Orestes freilassen konnte. Damit begann ein Zyklus der Verschwörung gegen die Frauen. Außerdem hätte Klytāimēstra mit der Ermordung ihres Gatten gegen den Willen der Götter verstoßen. Die Ehe wird vom (männlich definierten) Recht bewacht (Aischylos 1981, S. 117–119).

Die Frauen in den Tragödien halfen vielfach den Willen der Götter (und Väter) auszuführen. Sie galten auch fast immer als Jungfrauen (Lefkowitz 1995, S. 151). So gehören neben Athene und Iphigenie, Elektra und Antigone zu den bekanntesten Frauengestalten. Sie sind alle jungfräuliche Frauen, die jedoch den Auftrag ihrer Väter ausführen. Diese Darstellung half bei dem Übergang in eine Welt des Rechtes und der Vernunft, in der jedoch Männer darüber bestimmen, was als solches bezeichnet werden kann.

Am Ende der klassischen Ära wird die politische Komödie zum öffentlichen Medium einer unverblühten Inszenierung der Geschlechterfrage. Dabei kamen Fragen auf wie diejenige, ob Frauen sich in politische Reden einüben können, ob Frauen wie Männer Verstand hätten oder ob sie bei Fragen des Krieges und des Friedens mitreden können und

---

<sup>4</sup> Nach anderen Überlieferungen müssen die Frauen sogar drei Männer getötet haben, bevor sie heiraten durften (Corpus Hippocraticum: Luft Wasser und Ortslage. 5. bis 2. Jh. v. Chr.).

<sup>5</sup> Siehe hierzu auch der Punkt 3.4 dieses Kapitels.

müssen. Dies kam zur Sprache in Aristophanes Komödie „Lysistrata“ aus dem Jahre 411 v. Chr. In „Lysistrata“ wird der Kampf einiger Frauen gegen die Männer als Verursacher von Krieg und den damit verbundenen Leiden geschildert. Getragen von dieser Erkenntnis verschwören sich die Frauen Athens und Spertas, um den Frieden zu erzwingen. Sie besetzen unter der Führung von „Lysistrata“ die Akropolis und verweigern sich fortan sexuell gegenüber ihren Gatten. In Sparta wird ähnliches veranlasst. Nach einigen Verwicklungen und Rückschritten führt der Liebesentzug tatsächlich zum Erfolg (ders. 1964). Dies zeigt zwar, dass es einige Momente gibt, in denen Frauen großen Einfluss hatten, aber letzten Endes haben die Frauen in Griechenland den „Machtkampf“ der Geschlechterordnung verloren.

Mary Lefkowitz ist hierzu anderer Meinung als Bachofen. Ihr zufolge hatten Frauen in Griechenland niemals großen Einfluss: „Falls es jemals eine Zeit gegeben haben sollte, in der Frauen die zivilisierte Welt beherrschten oder auch nur den Brennpunkt einer zivilisierten Gesellschaft bildeten,“ (Lefkowitz 1995, S. 163) so war dies auszugsweise höchstens bei den Ägyptern oder anderen Gesellschaften zu erkennen, aber der griechische Mythos berichtet „nichts über sie“ (dies.). Allerdings schildert der griechische Mythos vom Wandel der Gesellschaft und er zeigt, dass Frauen Macht verloren haben, auch wenn unklar bleibt, wie weit die Macht vorher tatsächlich ging.

So gibt es zwar im Mythos keine Frauengemeinschaften, die „erfolgreich“ fern von ihren Männern gelebt haben. Es gibt auch keine Umstände, „unter denen Frauen kontinuierlich über die übrigen Mitglieder der Gesellschaft dominiert hätten“ (Lefkowitz 1995, S. 162), doch es gibt schon einige Frauengestalten, die viel Macht besaßen oder als Königinnen nahezu gleich gestellt waren, wie beispielsweise Klytaimestra. Lefkowitz ist der Meinung, dass was Frauen letztendlich für die „Griechen ‚reizvoll und gefährlich‘ zugleich macht, ist [...] nicht ihre Schönheit oder ihre Sexualität, sondern ihre Klugheit“ (dies. 1995, S. 166). Hier wird ein Widerspruch offensichtlich. Wenn es nur die Klugheit der Frauen gewesen wäre, die Frauen einen gewissen „Vorteil“ verschafft hatte, könnte es sich nicht erklären, dass – nach Lefkowitz These – diese Klugheit nie in Macht umgesetzt werden konnte.

Athen war zu dieser Zeit, also an der Wende vom 5. zum 4. Jahrhundert (v. Chr.) zur kulturell und politisch führenden Macht Griechenlands geworden. So festigte Perikles (Mitte des fünften Jahrhunderts) die attische Demokratie durch ein Bürgerrechtsgesetz, das diejenigen von der Bürgerschaft ausschließt, deren Eltern nicht bereits beide attische Bürger sind. Das Gesetz diente der Geschlossenheit der Interessen der Stadt Athen und minderte das Gewicht des Adels, der oft Ehen jenseits der Stadtgrenzen einging. Implizit ging dieses Gesetz von der Annahme aus, dass auch Frauen der Bürgerschaft angehörten, ohne an den demokratischen Rechten der männlichen Bürger beteiligt zu sein. Darin liegt ein Widerspruch, den die Philosophie zu lösen versuchte. So beschreibt Platon in *Politeia* einen Dialog zwischen Sokrates und Glaukon, in dem diese beiden als erstes diesen Widerspruch ansprechen. Sokrates schlägt gemeinsame Mahlzeiten oder analoge Erziehung von Jungen und Mädchen vor. Platon stellt in der „Politeia“ als erster und einziger Philosoph das Bild eines Staates dar, der die Frage der Geschlechterungleichheit aufgreift und als Bestandteil des Politischen versteht. Platon entwickelt auch als erster in seiner

Selbstbestimmung oder Geschlechtergerechtigkeit

Schnebel, K.B.

2015, XVI, 311 S. 2 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-04208-0